

„Meine Bischöfe“

Ein Kleriker und Untertan zieht Bilanz

■ PETER PAUL KASPAR

Wenn man Weltpriester wird, verspricht man bei der Priesterweihe dem Bischof Gehorsam. In meinem Fall war es **Kardinal Franz König**, damals Erzbischof von Wien. Dieses Versprechen gilt aber auch für den jeweiligen Amtsnachfolger. Man kann sich also nur den ersten seiner bischöflichen Vorgesetzten aussuchen. Die Diözese zu wechseln ist nicht einfach und kommt nur selten vor. Ich erinnere mich noch an den ungläubigen Schrecken, als ich erfuhr, wer Kardinal König nachfolgte: Es war mein ehemaliger pädophiler Religionsprofessor aus der Gymnasialzeit im Knabenseminar Hollabrunn. Ich hatte mehrfaches Glück: Ich war von ihm nicht missbraucht worden, hatte ihn schon in den Seminarjahren außerhalb des Unterrichts aus irgendeinem Gefühl der Befremdung gemieden und war zur Zeit seiner Ernennung zum Erzbischof von Wien bereits zwölf Jahre in der Diözese Linz tätig – als Akademiker- und Künstlerseelsorger. Mein Diözesanwechsel war einvernehmlich auf Grund einer Einladung aus Linz erfolgt. So entging Kardinal Hans Hermann Groër dem Schicksal, mein Vorgesetzter zu sein.

In meinen 50 Jahren als katholischer Priester unterstand ich insgesamt nur vier Bischöfen: Die ersten sechzehn Jahre seit meiner Priesterweihe 1966 in der Erzdiözese Wien war Kardinal König mein zuständiger Bischof. Die Hälfte dieser Zeit – 1971 bis 1979 – war es zugleich der Grazer **Bischof Johann Weber** als österreichischer Jugendbischof. Denn damals war ich als Zentralseelsorger der Katholischen Studierenden Jugend Österreichs (KSJÖ) und in drei weiteren Funktionen am Katholischen Jugendwerk (KJWÖ) in allen österreichischen Diözesen tätig. Es waren allerdings die konfliktreichsten Jahre in der katholischen Jugendarbeit der zweiten

Jahrhunderthälfte. Knapp gesagt: nach dem legendären Jahr 1968 hatte sich eine eigenwillige autoritätskritische Subkultur im Bereich der Jugend und der jungen Erwachsenen gebildet. Die Studenten- und die Jugendseelsorge waren natürlich ein üppiges Biotop für antiautoritäre und innovative Ideen. Während also, inspiriert durch die Konzilsreformen, unter jungen Leuten Reformgeist angesagt war, wurde in Rom bereits heftig gebremst.

Die Kirchenreform kommt mit quietschenden Bremsen zu stehen

Uns jungen Leuten – wenige Jahre nach den gewichtigen Erneuerungen des Konzils – war es geradezu selbstverständlich, die auf dem Konzil (1962–65) begonnenen Kirchenreformen weiterzudenken. Doch das Gegenteil war angesagt: Papst Paul VI. hatte – in seiner übervorsichtigen Zurückhaltung – längst den Reformstopp und das Ende des konziliaren Erneuerungspathos verfügt. Hierarchische Meilensteine waren die Zölibatszyklika 1967 und das als „Pillenzyklika“ (1968) legendär geworden Rundschreiben zu Familienfragen und Empfängnisverhütung. Gerade in der ernüchternden Zeit nach dem Konzil waren wir jungen konzilsbegeisterten Seelsorger genau in die entgegengesetzte Richtung unterwegs. So heirateten in dieser Zeit etwa 100.000 Priester – weltweit ein Fünftel der Priesterschaft –, der Priesternachwuchs brach drastisch ein und es begann jene Zeit des kirchlich-pastoralen Niedergangs, dessen Verheerungen wir heute erst langsam begreifen. Denn die durch das Konzil aufgeflammete Reformbegeisterung war nicht von selbst erloschen, sondern von oben erstickt worden.

In dieser Zeit war Kardinal König als Erzbischof von Wien einer der wenigen



Peter Paul Kaspar, war Akademiker- und Künstlerseelsorger in Linz, Musiker und Buchautor, lehrte an der Anton Bruckner Universität Linz.

■ Die durch das Konzil aufgeflamnte Reformbegeisterung war nicht von selbst erloschen, sondern von oben erstickt worden.

„Kirchenfürsten“, die sich vorwiegend oberhalb der Sturmgrenze bewegten – seine Agenden waren ja eher weltweit und weniger diözesan bestimmend. Daher ereignete sich meine damals beginnende stürmische Konfliktgeschichte hierarchisch eine Ebene tiefer. Ich habe bei den Gesprächen und Telefonaten mit Kardinal König stets einen zurückhaltenden und freundlichen Vorgesetzten erlebt. Auf der zweiten Leitungsebene stand ich jedoch als gesamtösterreichischer Seelsorger für die Studierende Jugend etwa ein Jahrzehnt lang in heftigen Konflikten mit Weihbischöfen, Generalvikaren, Pastoralamtsleitern und einzelnen Diözesanbischöfen der eher konservativen Richtung und mit der Bischofskonferenz als Sammelzentrum für den heftigen Kirchendiskurs jener Jahre. Ich habe diese stürmischen Jahre wahrscheinlich auch deshalb einigermaßen unbeschädigt überlebt, weil ich den Grazer Bischof Johann Weber, meinen unmittelbar Vorgesetzten als Jugendbischof, stets solidarisch und fair, einerseits kritisch widersprechend, andererseits auch vermittelnd erleben konnte.

Er war – neben dem Wiener Weihbischof Florian Kuntner, dem ich herzlich und freundschaftlich verbunden war – der erste Bischof, mit dem wir per „Du“ verkehrten, den wir stets argumentierend und nicht befehlend erlebten, der sich als zugleich konfliktbereiter und konfliktfähiger Gesprächspartner erwies. Die damals in den diskussionsfreudigen Kreisen junger Studierender und Intellektueller gewohnte direkte und unverblünte Gegenrede hat er von uns jungen Seelsorgern und Jungfunktionären gern aufgegriffen und erwidert. Er war uns auch ein erfreuliches Gegenbeispiel zu den damals schroff hierarchisch diktierenden und den offenen Diskurs verweigernden Bischöfen.

Eine reformwillige Diözese bewährt sich in stagnierender Kirchlichkeit.

Durch meine langjährigen Besuche und Auftritte in allen Diözesen Österreichs geriet ich in engeren Kontakt mit der besonders fortschrittlichen und reformbe-

reiten Diözese Linz. Als meine Konflikte in Wien und einigen anderen Diözesen immer heftiger wurden, luden mich die oberösterreichischen Freunde ein, in ihre Diözese zu wechseln. Nach längerer Vakanz wurde im Jänner 1982 Maximilian Aichern zum neuen Bischof geweiht, im März fand ein erstes Gespräch statt und im September begann ich dort, – zuerst für ein Jahr als Seelsorger am damaligen Linzer Studentenzentrum und anschließend für dreißig Jahre als diözesaner Akademiker- und Künstlerseelsorger. Die stürmischen hierarchischen Konflikte der Jahre nach dem berühmten Unruhejahr 1968 hatten sich gelegt, das Konzil und seine Reformambitionen waren entweder aufgearbeitet oder gerieten in Vergessenheit, und es begann die lange Phase der Resignation, des versiegenden Priesternachwuchses, der erschwerten Jugendarbeit, der distanzierenden und absterbenden Kirchlichkeit samt den anwachsenden Kirchengaustritten.

Mein dritter Vorgesetzter war also der freundlich-populäre Linzer **Bischof Maximilian Aichern**. Schon beim ersten Vorstellungsgespräch erinnerte er sich meines knapp davor verstorbenen Vaters – eines engagierten katholischen Publizisten. Bischof Maximilian war auch über meine publizistische Tätigkeit in meinen Büchern, in Print- und Funkmedien erfreut und ließ mich das wiederholt wissen. Hier habe ich es erstmals erlebt, dass sich ein Bischof ernst und konsequent bedankt. Von Wien und einigen anderen Diözesen hatte ich eher Missfallen und Auftrittsverbote geerntet. Den gelegentlich von der Bischofskonferenz aufgetragenen Tadel – vor allem wegen publizistischer Äußerungen – hat mir Bischof Aichern stets in verständnisvollen Gesprächen ausgerichtet. Bis zum freien Rücktritt im Jahr 2005 war mir Bischof Maximilian ein wohlwollender und freundschaftlich gesinnter Chef.

Auch im Widerspruch erlebte ich ihn stets als wohlwollenden Vorgesetzten. Einmal sagte er zu einer meiner öffentlichen Äußerungen im Gespräch: Ich dürfte das ja so nicht sagen – aber es ist gut, dass Du es sagst. In Linz habe ich endlich – auch in Zusammenarbeit mit den anderen diöze-

sanen Führungskräften – ein faires, offenes und freundschaftliches Klima erlebt. Dass hier auch meine Arbeit als Buchautor und Musiker – etwa konzertierend oder lehrend an der Bruckneruniversität – geschätzt wurde, war für mich neu. Besonders heikel war wohl der Tadel des damaligen Chefs der Glaubenskongregation, Kardinal Joseph Ratzinger, wegen eines meiner Bücher. In einem freundlichen Gespräch hat mir Bischof Maximilian den römischen Tadel berichtet, ihn sachlich besprochen und einem versöhnlichen Ende zugeführt. So habe ich als ein vom Konzil begeisterter und von der nachkonzilaren Kirchenleitung enttäuschter Reformpriester meine Heimatbindung an meine Kirche und meine – nunmehr zweite – Diözese behalten. Ich zähle mich nicht zu den vielen verbitterten Reformkatholiken.

Trotz Stagnation lebendig

Die letzten zehn Jahre hatte ich in **Bischof Ludwig Schwarz** meinen vierten vorgesetzten Bischof. Er war wahrscheinlich – theologisch gesehen – der konservativste meiner Bischöfe, doch ließ er die unerbittliche Strenge und unduldsame Härte vermischen, die andere Bischöfe zeigten. In einer längeren Reihe von Konfliktgesprächen im Auftrag der Bischofskonferenz hat er es nie an Fairness fehlen lassen oder bloß autoritär befohlen. Er hat es stets ausgehalten, wenn ich anderer Meinung war als er. Das machte ihn auch – wenigstens für mich – zu einem guten Vorgesetzten. Vielleicht auch, weil ich als kategorialer Seelsorger für „Akademiker, Künstler und Intellektuelle“ (laut Statut) nur bescheidene diözesane Kompetenz hatte. Er hat mir nie sein Vertrauen entzogen – und ich habe den jeweils besprochenen und begründeten Dissens stets ausgehalten. Das gilt besonders für meine Arbeit in den Reformbewegungen und dem von mir im Auftrag der Pfarrer-Initiative redigierten „Aufruf zum Ungehorsam“. Wenn ich bedenke, was mir unter anderen Bischöfen hätte passieren können, bin ich dankbar, gerade diesen vier Bischöfen verpflichtet gewesen zu sein.

Was ich grundsätzlich bei allen vier mir bisher vorgesetzten Bischöfen erlebt habe,

war eine authentische Offenheit, auch bei Meinungsverschiedenheiten. Keiner hat von mir etwas verlangt, das ich mit meinem Gewissen nicht hätte vereinbaren können. Bei Bischof Johann Weber und bei Maximilian Aichern kam eine persönliche Wertschätzung dazu, die ich im außerdienstlichen Bereich als Freundschaft bezeichnen würde. Es hat sich zwar nach dem Konzil allmählich durchgesetzt, dass die meisten Bischöfe mit ihren Geistlichen im Duwort verkehren. Doch ist damit – wie man auch aus dem weltlichen Berufsleben weiß – nicht unbedingt Vertrauen und wechselseitige Offenheit verbunden. Zudem lässt sich bei aller kollegialen und freundschaftlichen Verbundenheit nicht verschweigen, dass Diözesanbischöfe von Amts wegen eine Verantwortung tragen und eine Autorität auszuüben haben, die man nicht aus billiger Freundlichkeit überspielen sollte. Allerdings sollten sie auch jederzeit auf diese Verantwortung hin befragt werden dürfen, sollten also „antwortpflichtig“ sein.

Eine notwendige Nachbemerkung: Für 35 meiner fast 50 Dienstjahre hatte ich im Rahmen der „**Katholischen Aktion**“ die Funktion eines „Geistlichen Assistenten“ inne – zuerst fünf Jahre für die Katholische Studierende Jugend Österreichs und zuletzt für den Katholischen Akademikerverband der Diözese Linz, später in Forum St. Severin umbenannt. Damit war ich zuerst der Österreichischen Bischofskonferenz, und später dem Linzer Bischof zugeordnet. Ich habe die Rolle als „Assistent“ innerhalb der „Katholischen Aktion“ gerne ausgeübt, weil sie dem Seelsorger besser zusteht, als die des „Chefs“. Den Pfarrer als „Oberbefehlshaber“ seiner Gemeinde habe ich stets als skurril und unbiblich empfunden. Meine Dienstzeit ist zwar weitgehend, jedoch noch nicht endgültig zu Ende – ich arbeite noch in Seelsorge und Kultur als Rektor der Ursulinenkirche im Linzer Stadtzentrum – doch kann ich, was „meine Bischöfe“ betrifft, eine gute Bilanz ziehen – wohl wissend, dass es eine Reihe von Bischöfen gab, die vielleicht froh waren, mich nicht in ihrer Verantwortung zu wissen. Auch das beruht natürlich auf Gegenseitigkeit. ■

■ In der Zeit nach dem Konzil heirateten etwa 100.000 Priester, weltweit ein Fünftel der Priesterschaft.